

Die Befreiten [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573218>

Nutzungsbedingungen

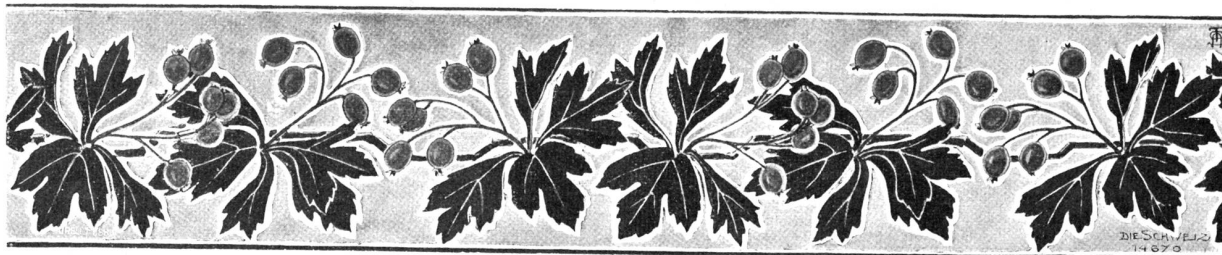
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Weissdorn. Kopfleiste von Anna Stauffacher, St. Gallen.

Die Befreiten

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

X.

Viktoriaanlagen rastete Mila auf einer Bank, die in der Sonne stand. Frau Kuhl hatte den kleinen Ludwig im Wägelchen gefahren und saß mit lahmen Armen, schwer atmend von dem weiten Weg, neben ihr.

„Gotte doch, daß ich Ihnen das zuliebe täte, Madame, von Mariendorf hieher auf den Kreuzberg! Eine Tagereise und den kranken Mann zu Hause!“ Kopfschüttelnd sah sie ihre stille Begleiterin von der Seite an und ließ es bei dem unvollständigen Ausruf.

Mila antwortete nicht. Sie hielt Knechten zwischen den Knien, die Hände um das zarte Dingelchen geschlungen, das ernsthaft aus blauen Augen vor sich hin blickte, und genoß mit heimlichem Bangen die stille Stunde.

Der Kinderwagen, der neben Frau Kuhl stand, geriet ins Schwanken, und aus den dicken Federkissen tauchte ein rundes, in der Sonne rotglänzendes Bein. Da erhob sich die Mutter und sagte, zu dem kleinen Mann gewendet, während ihre Worte Mila galten:

„Ich sehe schon, du möchtest hier auf allen Vieren rumlaufen; das gibt's nicht! Nu, krähe man nicht! Tante will nicht gestört sein. Gehen wir 'ne Bank weiter, da kannst du dir ausschreien.“

Als die junge Frau den Wagen in Bewegung setzte, packte eine kleine Faust ängstlich ihren Rock und hielt sie fest.

„Manu...!“ Sie sah an sich herunter und in Knechens weinerlich verzogenes Gesicht. Da ging ein freundliches Lächeln über ihre unregelmäßigen, aber nicht unangenehmen Züge, und sie patschte die Kleine lieblosend auf das blonde Köpfchen, daß die zarten Härchen Funken sprühten, als der Luftzug sie bewegte, und sagte mit einem Anflug von Mutterstolz:

„Ich nehme dir wieder mit, Anne; bleib nur erst ein bißchen bei deiner Mama!“

Fest umklammert hielt die Kinderhand das blaue Cheviotkleid, und mit zitternden Fingern mußte Mila das Fäustchen zu lösen suchen.

Frau Kuhl sah auf sie nieder und tröstete sie gutherzig mit den Worten:

„Das ist nur, weil sie nie so weit mit fort war von Hause. Nun fremdet sie arg. Sie ist Ihnen ja zu Hause immer recht auf den Knien rumgerutscht. Ist ja ein liebes, stilles Mädchen, das Anneken, ein bißchen arg schwach. So mit dem Kopf. Wie ein Ei, so ein Köpfchen. Aber das wächst sich aus.“

Das Kleid war befreit, die Räder knirschten über den Sand, und Mila blieb mit ihrem Kinde allein.

Mit einer eifersüchtigen Regung zog sie es auf den Schoß. Ein schwächliches Kind. Sie wußte es nur zu gut. Nur geliehn, nicht geschenkt! Es widerstrebte nicht, sah nur unverwandt der sich entfernenden Pflegemutter nach. Mila hatte noch kein Wort gesprochen; die Kehle war ihr zugeschnürt. Sie wagte nicht einmal, das Kind fester an sich zu ziehen, um das ängstliche Seelchen nicht ganz zu verschüchtern, und hielt selbst den Atem an, der über seine stimmernden Haare strich.

Der Wasserfall rauschte, Kinder lärmten in der Ferne; dann war es still. Kein Ton in der Luft, nur die klare Sonne, die unhörbar, aber für feinere Sinne doch vernehmbar ihr Gold auf die Erde, über Baum und Strauch herabrieseln ließ.

Die letzte stille Stunde. Mila wußte es und spürte eine Mattigkeit in den Knien, als wäre ihre ganze Spannkraft erschöpft. Nun war alles bereit: die Einrichtung besorgt, das eine Zimmer, wo sie schlafen wollten, neu tapeziert, das Gasrechaud aufgestellt, die Nähmaschine schon aus der Friedrichstraße hingeschickt worden, die Wäsche neu gezählt und gezeichnet, und in acht Tagen war sie allein.

Allein! Unwillkürlich schlossen sich ihre Arme fester um das zarte Kind. Da blickte dieses einmal schein über die Schulter zu ihr auf, den Zeigfinger am Mund, etwas Rundes, Blankes in den Augen, das jetzt bei der Bewegung schnell überfloß und auf Milas nackte Hände tropfte. Es traf wie zerschmolzenes Blei.

„Anne, mein Kleineschen,“ murmelte sie leidenschaftlich und drückte die Wange an das zarte Gespinnst der blonden Härchen.

Wieder war eine Weile Schweigen; dann zirpte ein piepsiges Stimmchen:

„Anne hat Hunnu!“

„Was hat Anne?“ fragte die Mutter überrascht und gequält.

„Hunnu!“ wiederholte das Kind, aber leiser, vorwurfsvoll.

Sie verstand es nicht, Hun-nu, zwei Silben, deutlich zwei Silben, die so klangen und so und so geschrieben wurden; aber was sie bedeuteten, das wußte sie nicht. Und ein Schwert fuhr ihr durch die Brust, als sie so, im ersten Augenblick, da sie mit ihrem Kind allein war, gewahr wurde, daß sie seine Sprache nicht verstand. Nicht einmal seine Sprache!

Sie hatte es geboren, fünf, sechs Wochen bei sich gehabt, und dann, als es reisefähig war, waren sie von Neuß nach Berlin gefahren, Tante Fränzchen, sie und das Kind, und dann war es ihr genommen worden. Es hatte nicht anders sein können; aber jetzt saß es

auf ihren Knien und sprach und dachte, ja hatte schon Gedanken und hatte auch anderes lieb, die Puppe und die rotbackige Frau Kuhl und Friedrich Kuhl, und aß dieses gern und jenes nicht, und an all dem hatte sie, die Mutter, keinen Teil.

Es hatte „Hunnu!“ Was war Hunnu? Sie konnte eng-

lich perfekt, konnte französisch, kannte die doppelte Buchführung, hatte gelesen, geschrieben; aber was Hunnu war, wußte sie nicht. Und in diesem Augenblick hätte sie ihr ganzes Wissen und Können, so nötig sie es auch in Zukunft haben mochte, hingegeben für die Kenntnis dieser Kindersprache, für das armselige Wörtchen Hunnu, das Mennechen immer wieder, immer verwunderter, vorwurfsvoller wiederholte wie ein junges Vögelchen sein einziges, immer gleiches Piep, wenn es aus dem Nest gefallen, hilflos auf der nackten Erde hockt.

In ihrer Ratlosigkeit fuhr sie in die Tasche und brachte ein Stück Chocolate zum Vorschein, in glänzendes Staniol gepreßt. Da lachte das ganze rostige Kinderantlitz, und die kleinen Finger schälten emsig die braune Stange aus der Hülle. Die Zähnen bissen in das Naschwerk, vier Abdrücke waren deutlich zu sehen, und Mila atmete auf. Das schlimme Wort „Hunnu“ war gebannt. Und nun begann sie dem Kind ins Ohr zu flüstern, ihm alle Freuden auszumalen, die seiner am Hafenplatz warteten, Dinge, die es nicht verstand, aber geduldig, froh der Chocolate, über sich ergehen ließ.

„Und dann kommt Großmama und bringt dem Kindchen viele schöne Sachen zum Spielen, und wenn Mennechen artig ist, gehen wir spazieren, immerzu spazieren. Und Mama hat ihr Mennechen so lieb, ach, so furchtbar lieb!“

Sie wühlte den Kopf in den Nacken des Kindes und küßte es hinter das Ohr. Das kitzelte die Kleine, und kichernd bog sie sich zur Seite und riß dabei der Mutter den Hut vom Kopf samt der Nadel und dem Nest der Haare, und als Mila hastig die entfesselte Flut zu bändigen versuchte, da lachte Mennechen so laut, daß es weit in die Sonne klang, und Mila ließ die widerspenstigen Strähnen fallen, hob das kichernde Geschöpf in die Höhe, küßte es auf den Mund und lachte mit, indem sie Mennechen auf dem Knie tanzen ließ. Nun riß ihr die Kleine gar die obersten Knöpfe der Blouse auf und patzte sie auf den freien Hals.

Ein harter Schritt und ein mißbilligendes Hüfteln machten sie auf einen langsam vorübergehenden ältern Herrn aufmerksam, der sie durch die Brille anstarrte und mit verzogenen Lippen murmelte:

„Etwas anständiger könnte man sich denn doch benehmen!“

Als sie ihn betroffen ansah, während Anne von ihrem Schoß auf die Erde strebte, um zu der glitzernden Nadel zu gelangen, die in den Sand gefallen war, fuhr er verärgert fort:

„Jawohl, Fräulein, so ein Benehmen ist direkt unfittlich!“

Er war stehen geblieben und klopfte zur Bekräftigung seiner Worte mit dem Spazierstock auf den Boden. Das breite rote Gesicht, das von dem grauen Spitzbart



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Duch, Schwanden-Paris.

so etwas wie Distinktion empfangen sollte, atmete eine philiströse Empörung. Hinter dem Kneifer, der den Sattel der Nase quetschte, stachen die Augen auf das junge Weib, das eine Weile fassungslos vor ihm stand.

Unwillkürlich hatte sich Mila erhoben, als Mennechen von ihrem Schoß geglitten war. Die Knie bebten ihr, mit beiden Händen faßte sie das wellige braune Haar, das sich ganz entzöpft hatte, und zog es unter dem Kinn zusammen, wo die weiße, jetzt purpurn aufflammende Haut aus der zerzausten Blouse schimmerte. Bis in die Schläfen stieg die rote Welle, und ihre Augen erschienen schwarz in ihrer Empörung.

„Unsitlich?“ stieß sie leidenschaftlich hervor. „Ihre Worte, die finde ich unsittlich. Bitte, entfernen Sie sich!“

„Fräulein, Sie vergessen sich! Ich bin . . .“

Doch ehe er ausreden konnte, rief hinter ihm eine starke Frauenstimme:

„Ein alter Ekel sind Sie, und wenn Sie ein Geheimrat wären!“

Hochrot im Gesicht, stand Frau Kuhl vor dem hastig auf die Seite Prallenden, den Knaben Ludwig auf dem Arm, der bei dem Anblick des härtigen Gesichtes mit dem verknißenen Mund und dem glänzend schwarzen Zylinder plötzlich ein lautes Geschrei erhob und mit den rotbestrumpften Beinen auf dem Leib seiner Mutter einen Wirbel schlug.

Und das alles war so unsagbar komisch, daß Mila in ein helles Lachen ausbrach, während Mennechen dem Spielkameraden zulieb mit sanften Tönen in das Geschrei des Kuhlischen Sprößlings einstimmte.

Die letzten Worte, die der Sittlichkeitsapostel und Frau Kuhl wechselten, ehe der Geschlagene flüchtend das Feld räumte, hörte Mila nicht mehr; denn das Lachen brach auf einmal in ihrer Brust, und jählings kam eine tiefe Traurigkeit über sie, die ihr die Tränen in die Augen trieb. Mit zitternden Fingern ordnete sie ihr Haar und befestigte es, abgewendet von den andern, wieder auf dem Kopf.

Frau Kuhl aber setzte den Kleinen auf die Bank und rief voll Entrüstung über die Einmischung des prüden Spaziergängers:

„Nee aber so was, haben Sie Worte?“

Nein, Worte hatte Mila nicht. Langsam bückte sie sich zu dem Kind, das mit der Hutnadel in der Erde stocherte. Es wollte sie nicht hergeben.

„Sei lieb, Mennechen! Du kannst dich stechen.“

Aber ungebärdig griff die Kleine nach dem glitzernden Sand, den die Mutter ihr zu entwenden suchte, und der Zufall wollte es, daß die scharfe Verzierung am Nadelkopf dabei die dicke Patschhand rißte. Ein Streifen flammte auf und lief rot punktiert mit winzigen Bluttröpfchen über die zarte Haut.

Mila erschrak und riß das Kind auf den Schoß. Jetzt erst fing es kläglich zu schluchzen an.

„Nun, tun Sie man nicht so ängstlich, Madame! Besser, ein Reißchen in der Hand als in dem schönen Kleid!“ versuchte Frau Kuhl scherzend zu trösten.

Da sah Mila zu ihr auf und erwiderte:

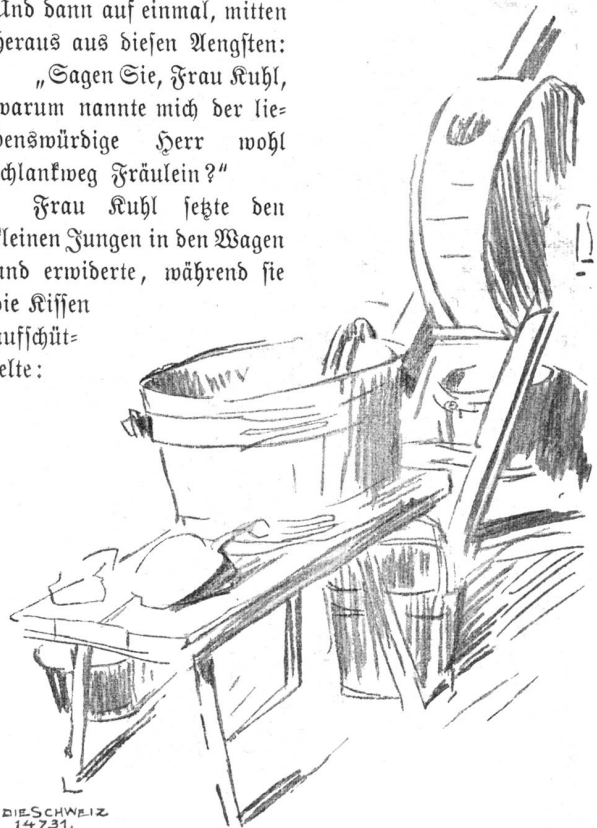
„Es hätte schlimmer werden können. Wenn sie gefallen wäre mit dem spitzen Ding in der Hand!“

„Ach was, nehmen Sie mir das nicht krumm; aber mit die Bennis und Abers kriegt man die Jungens nicht in die Hosen und die Mädchen nicht unter die Haube. Nee, so dürfen Sie nicht sein zu ihr. Schwach und zart ist sie ja. Aber deswegen keine Bange nicht! Das haben die Kinder gleich los, und dann hat die Mutter's Nachsehen mit die Disziplin und die Autorität. Und Disziplin und Autorität muß sind, sagt Kuhl.“

„Sagt Frau Kuhl,“ verbesserte Mila mit einem schattenhaften Lächeln, das ihr blasses Gesicht flüchtig erhellte. Aber weiter hörte sie nicht auf die muntere Rede ihrer Nachbarin, sondern glättete Mennechens Haar, tupfte ihr die Tränen weg und blies noch ein paar Mal über die schon verharshende Schramme. Dabei beschäftigten sie unruhige Gedanken, unzusammenhängend und doch alle einer Quelle entsprungen, Gedanken, die zu Zwangsvorstellungen wurden. Wenn das Kind krank würde! Wenn es sich die Nadel ins Auge, in die Brust gerannt hätte! Ein Schauer fuhr kalt über sie hin. Und dann auf einmal, mitten heraus aus diesen Aengsten:

„Sagen Sie, Frau Kuhl, warum nannte mich der lebenswürdige Herr wohl schlankweg Fräulein?“

Frau Kuhl setzte den kleinen Jungen in den Wagen und erwiderte, während sie die Kissen aufschüttelte:



DIESCHWEIZ
14731.

Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwarzen-Paris.

„Das ist doch klar: er hielt Sie für das Kinderfräulein.“

„Das Kinderfräulein, das ‚Fräulein‘ schlechtweg . . . Ja, seh' ich denn so aus?“ stammelte Mila betroffen.

„Na, das nun gerade nicht“ — Frau Kuhl suchte nach den richtigen Worten — „Ich meine bloß, so wie ne gnädige Frau, da sind Fräulein nicht danach . . . Na, ich meine man bloß.“

Ein peinliches Schweigen entstand. Mila preßte die Hände zusammen und starrte wieder in die Weite. Nein, wie eine Dame, eine verheiratete Frau ihrer Kreise, so sah sie nicht aus: Kleidung, Haltung, selbst Fühlen und Denken waren nicht danach. Sie hatte es ja nicht sein dürfen: das Mädchenhafte war die große Lüge, die sie seit Jahren als Foch, als Kette mit sich schleppte. Mutter war sie und hatte es nicht scheinen dürfen, und zum gnädigen Fräulein fehlte ihr nicht weniger. Dazu tat sie nicht zimpferlich genug. Was blieb also, als das „Fräulein“; denn emanzipiert, mannweiblich sah sie nicht aus. Sie gehörte in keine Klasse, nicht einmal zum neuentdeckten dritten Geschlecht, sie war ein Ding, das namen-, seelen- und rechtlose „Fräulein“. Und selbst das war eine Lüge.

„Entschuldigen Sie bloß, daß ich Ihnen eben auch ‚Fräulein‘ tituliert habe,“ sagte Frau Kuhl gutmütig.

„Sie nennen mich zartfühlend ‚Madame‘, auch so eine Bezeichnung, die um die Sache herumgeht,“ antwortete sie tonlos, und jetzt scholl ihr das bittere Weh zum Mund. Sie hätte es hinaus-schreien mögen in den knospenden Frühling: „Quält mich nicht! Ich weiß ja alles, fühl's ja: ich bin elend geworden; wie, weiß ich selbst nicht. Ich war ein Nichts, ein willenloses Ding, ganz Gefühl, bangende Sehnsucht ohne andern Halt und ohne andere Zärtlichkeit als die seine . . . Jetzt aber trag ich's, jetzt hab' ich das da, das Kind, und das sollt ihr mir zugute halten. Eine Mutter bin ich wie jede andere, nein, mehr noch als alle die, die noch Weib sein können daneben und dürfen. Ich bin Mutter, nur noch Mutter!“

Mit beiden Armen hob sie das zappelnde, verwunderte Kennchen vom Boden auf, drückte es an sich und tat hastig ein paar irre, blinde Schritte, als wäre sie auf der Flucht vor eifernden Zungen, Not und Gefahr!

„Laufen Sie nicht so,“ rief ihr Frau Kuhl nach; „ich komme nicht nach mit der Equipage. Aber recht haben Sie, es ist ein weiter Weg!“

Als Mila stehen blieb, fuhr sie fort: „Und setzen Sie Anna zu Ludwig; so den Berg 'runter geht es von alleine.“

Mila hob nun Kennchen in das Wägelchen und schritt nebenher. Nach einer Weile fragte sie:

„Ach bitte, Frau Kuhl, was ist denn ‚hunnu‘? Kennchen erklärte, sie habe ‚hunnu‘.“

„Jaso, das heißt Hunger.“

Nun wußte sie es: ihr Kind hatte Hunger gehabt, und sie hatte es nicht verstanden. Schweigend ging sie weiter und hörte zu, wie die Pflegemutter von der Kindersprache erzählte, daß jedes eine andere habe: die Käthe, die nun schon zur Schule ging, Kennchen und Ludwig, jedes sprach anders. Ludwigs Sprechvermögen beschränkte sich zwar noch auf ein Duzend Wörter; aber diese seien ganz verschieden von denen, die Käthe für die nämlichen Begriffe gebraucht habe, und Kennchen rede wiederum eine andere Sprache. Und Mila bat Frau Kuhl, ihr die Vokabeln vorzusagen, damit sie sie behalte: „Hunnu“, Hunger und „Nene“, Milch und ein Duzend andere. Und jedesmal bekräftigte Kennchen ihr Verständnis, indem sie die Wörter wiederholte und schläfrig mit dem Köpfchen nickte.

„So, nun stelle ich den Wagen bei Zielkes in der Kreuzbergstraße ein und fahr' mit den Kindern auf der Elektrischen hinaus,“ sagte Frau Kuhl, als sie unten angekommen waren.



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Rich, Schwanden-Paris.



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.

Mila pflichtete bei, und dann warteten sie an der Ecke der Belle-Alliancestraße, bis es Zeit war.

„In acht Tagen, Frau Kuhl!“ rief Mila, als der Schaffner Mennechen hinaufgehoben hatte, und es war ihr, als könnte sie diese kurze letzte Woche nicht mehr durchleben. Ein Näschen preßte sich an die Scheibe, der Wagen fuhr ab.

Mila stand eine Weile wie verwaist und schritt dann mechanisch der Stadt zu.

Die Sonne neigte sich; ein warmer Wind drehte Staubtrichter im Tanz und spielte mit den Fähnlein einer Schwadron Gardedragonier, die vom Tempelhofer Feld heimkehrten. Es war fünf Uhr, als sie nach Hause kam. Stine öffnete ihr; aber das bekannte rotbackige Gesicht schien ihr fremd geworden. Sie hatte das Gefühl, als träte sie bei Fremden ein, als wäre sie hier nicht mehr zu Hause.

Sie ging geradewegs in ihr Schlafgemach und achtete nicht darauf, daß Stine etwas von Besuch sagte. Ihr Blick umfaßte den ganzen Raum, aus dem das Meiste sie begleiten würde: das breite Bett der Mutter mit dem Wulst aus Rosenknospen am Kopfteil, der alte gold-

braune Schrank mit den wunderbar gedrehten Säulen, das steife zweisitzige Sopha mit den vergoldeten Kränzen, die der Mahagonilehne aufgelegt waren, Vaters breiter, bequemer Sorgenstuhl, in dem sie fast verschwand und aus dessen dunkeln Leder der Tabaksdunst nicht mehr weichen wollte, und ihr zierliches Nähtischchen, das auf seinen Kokosfußchen wie eine vornehme Demoiselle zwischen den aus verschiedenen Zeiten und Stilen stammenden, aber durchweg bürgerlichen Möbeln stand. An jedem Stück haftete etwas Persönliches, und alle zusammen machten ihr heimatliches Milieu aus, das Mila jetzt um keinen Preis hätte missen mögen. Nichts wollte sie entbehren, auch den Schreibtisch nicht, der drüben im Berliner Zimmer Platz gefunden hatte. Den am allerwenigsten, der stand ihr am nächsten, ein lieber, verschwiegener Freund.

Als Mila die Zimmertüre öffnete, lag ein Zwieliicht in dem schmalen einfenstrigen Raum, das alle Formen auflöste.

„Mila, du bist's?“

„Ja, Tante Fränzchen.“

(Fortsetzung folgt).

